

Das letzte Buch des Neuen Testaments, die Offenbarung des heiligen Johannes, sah Christus den Herrn in überwältigenden Gesichten. Eine Vision beschreibt dies so: „Ich sah sieben goldene Leuchter und in ihrer Mitte den, der einem Menschensohn ähnlich war. Er war mit einem prächtigen Gewande bekleidet, seine Brust umgürtet mit goldenem Gürtel. Seine Augen waren wie Feuerflammen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne in ihrer Kraft. In seiner Rechten trug er sieben Sterne. Seine Stimme war wie das Rauschen vieler Wasser. Und er sprach: Die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinden, und die sieben Sterne sind die Engel der sieben Gemeinden“ (Apk 1, 12–20).

So ist Christus der mächtig waltende Herr der Kirche. Er steht inmitten der Gemeinden, die wie strahlende Leuchter um ihn sind, und er trägt die Gemeinden in seiner Hand wie Sterne. Das Geschick und die Geschichte seiner Kirche und unser aller Leben ist in seiner, des Herren Hand.

Da muß ja doch gelten, was Paulus sagt: „Wer sollte uns anklagen?“ Vieles mag gegen uns stehen und uns verklagen. Unsere Vergangenheit, die uns bedrückt, unsere Gegenwart, die nicht dem entspricht, wie sie sein sollte. Brüder und Schwestern können uns anklagen ob des unterlassenen Dienstes. Aber dann, wenn das Gewissen uns bedrängt, dann wird uns das Wort der Vergebung zugesagt. „Wer soll uns verurteilen?“, fragt Paulus weiter. „Christus Jesus, der gestorben ist, der auferweckt wurde, der zur Rechten Gottes ist, er tritt ja doch im Gericht für uns ein“ (Röm 8, 34). Er tritt für uns ein im Gericht, unter dem wir immerfort stehen; er möge für uns eintreten im Gericht, auf das wir zugehen.

Das Fortgehen Jesu und das Kommen des Geistes oder Christi Himmelfahrt

Walter Kern SJ, Pullach bei München

Worin besteht eigentlich der heilsgeschichtliche Sinn der lukanischen Überlieferung der vierzig Tage zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi und der neun Tage zwischen dem Himmelfahrtsereignis und dem Pfingstgeheimnis? Denn es ist klar: die Erzählung vom Entschwinden Jesu, nach oben, hinter Wolken, vor den Augen der nachschauenden Jüngergemeinde (Apg 1, 9 ff.), will das Geheimnis zeichenhaft

deutlich machen. Wir greifen hier nur eine Seite, eine sehr menschliche, dieses Geheimnisses heraus und suchen sie spirituell fruchtbar zu machen.

Das Leitwort für unsere Überlegungen gibt uns das Johannesevangelium: „Es ist gut für euch, daß ich fortgehe. Denn wenn ich nicht ginge, würde der Paraklet – der Beistand, Helfer – nicht zu euch kommen; wenn ich aber gegangen bin, werde ich ihn zu euch senden“ (Joh 16, 7).

Das Fortgehen eines Menschen aus diesem Leben mag zu Ende sein mit seinem letzten Atemzug, mit dem medizinischen Exitus – vollendet ist es damit gewiß nicht. Nicht nur, weil das Begrabenwerden noch aussteht. Viel mehr als dieses Fortgebrachtwerden seines Leichnams geht den Toten und seinen Tod an: wie sich die Hinterbliebenen verhalten, ihr Schmerz und dessen Überwindung. Will ein Sterbender nicht betrauert werden und so ein wenig weiterleben in der Klage seiner Angehörigen? Leidet er aber hinwiederum nicht selber an dem Schmerz, den er durch sein Weggehen denen bereitet, die ihn lieben, die er liebt, so daß er wünschen muß, daß ihr Schmerz sich löse in beruhigte Gelassenheit – nicht sogleich, aber alsbald –, die ihn ruhig sterben läßt, so daß eben dies zum Vermächtnis seines Todes gehört: daß der Abschied sich in Überwindung vollende. Durch den sich lösenden Schmerz ihres Abschieds nehmen die Freunde des Sterbenden und Gestorbenen an dessen Tod ihren Teil. Partir c'est mourir – mourir un peu à ce qu'on aime. Der kleine Tod des Abschieds gehört zum großen Abschied des Todes dazu.

Ein plötzlicher Tod läßt den erlittenen Verlust nicht auf die rechte Weise zu Bewußtsein kommen. Empfindung des Ungeheuren, Außergewöhnlichen, Feierlich-Tragischen, gar Kuriosen beherrscht etwa das Szenarium der Gefühle. Erst im beruhigteren Gleichfluß der Zeit tut sich in seinem gemäßen Ausmaß das Fehlen eines Verstorbenen kund, das verwunden werden will. Das Abschiednehmen ist wie eine Frucht: es muß sich auszeitigen, soll es reif vom Baum des Lebens fallen. Das geschieht in Schüben je neu erweckter, je neu und tiefer gelöster Vergegenwärtigung. Vielerlei Bande sind zerschnitten, für die empirischen Sinne – sie müssen neu geknüpft werden für die Augen und Ohren und das geistige Tasten des Herzens. Alles muß von innen her sich wandeln können. Alles wird aufgehoben, im Modus der bewahrenden Wandlung. Im Durchgang (und Ostern, Passah sagt eben dies: Durchgang) durch die Vergänglichkeit, durchs Vergehen des Vergänglichen.

Haben die biblischen vierzig Tage der Erscheinungen Christi nach Ostern und die neun Tage nach seinem endgültigen Fortgang aus der Mitte der Seinen nicht auch diesen Sinn, als Zeit des „Fortgehens“, des Abschieds, das Ereignis von Kreuz und Auferstehung zu vollenden? Die Sünde des Menschen hieß Jesus aus der Welt fortgehen. Sie hat von urher-

die Welt verändert. Sie brachte den Tod in die Welt mit allem, was ihm vorausgeht und ihm nachfolgt: mit den Leiden der Krankheit und den Schmerzen von Abschied und Verlassenheit. Gott hat die sündgezeichnete, die todverfallene und leidverhaftete Welt dadurch erlöst, daß er in sie einging und ihr Sündeschicksal, den Tod mit allem Zugehörigen, menschlich austrug und göttlich überwand (vgl. 2 Kor 5, 21; Gal 3, 13), in jenem Muß, das die Heilsgeschichte ausmacht¹. Die Schlußszene dieser in Jesus Christus geschehenen Erlösung der Welt ist die „Himmelfahrt“: als Fortgehen Jesu von dieser Welt. Sie ist die letzte Konsequenz der Sünde und ihrer Überwindung: des Todes, als der allseitigen und endgültigen Trennung von dem irdisch-sichtbaren Weltgefüge, zumal von der menschlichen Gemeinschaft. Jesus hat den Schmerz des Abschieds vorweggenommen in den Abendmahls- und Ölbergstunden. Der personale Abschied verschärfe und überbot die Bitterkeit des naturalen Abscheidens. Lanzentrich im voraus. Jesus hat vor- und mitempfunden, daß seine Jünger, von ihm verlassen, sich als Waisen fühlen werden, daß sie trauern und klagen werden in der Welt, die sie bedrängt und anfeindet (Jo 16, 20 u. ö.). Die Jünger folgen dem scheidenden Herrn mit Blicken der Bangigkeit – trotz der Abschiedspädagogik der voraufgegangenen vierzig Tage. Sie brauchen Trost. Durch die Engel (vgl. Apg 1, 11)? Durch den Tröster-Geist!

Vielleicht fällt von hier aus auch Licht auf die seltsame Verhaltenheit der nachösterlichen Erscheinungen Jesu: als Geschehen des – nicht nur erzieherischen – Fortgangs aus der Welt. Jesus kommt und geht, plötzlich; er ist zwar irgendwie leibhaft da, aber in befremdender, ja fremder Gestalt, so daß ihn sogar die Seinen nicht ohne weiteres erkennen, sondern es des Glaubens bedarf; und selbst dann noch drängt es sie, ihn zu fragen: „Wer bist du?“, aber sie spüren zugleich, daß es keinen Sinn mehr hat, ihn so zu fragen (Jo 21, 7. 12). Am deutlichsten wird das bei der Begegnung mit den Emmausjüngern: Ihre Augen waren gehalten, so daß sie den Herrn, der sich ihnen beigesellte, nicht erkannten. Und die Augen gingen ihnen erst auf, und sie erkannten ihn, als er das Brot nahm, es segnete und brach und ihnen gab. Da aber war es schon geschehen: „Er verschwand vor ihnen“ (Lk 24, 15. 30 f.).

Der Abschied Jesu ist ein letztes Töten des Todes. Der Tod tötet: das ist der menschliche genetivus subiectivus. Und der Tod wird getötet: das ist der göttliche genetivus obiectivus, dessen Subjekt Christus ist. Wie Augustinus sagt: „Vom Tod getötet, tötete er den Tod“².

¹ Vgl. darüber GuL 32 (1959) 58 f. oder LThK² X (1965) 433 ff.; sowie ausführlicher: J. Terán Dutari, *Zum theologischen Verständnis der Gnade als Kreuz der Natur*, in: ZKTh 88 (1966) 283–314.

² In Ioannis evangelium 12, 10 (PL 35, 1489): morte occisus mortem occidit.

Noch bleibt ein Blick zu werfen auf den Zielsinn jenes Fortgehens Jesu im Geschehen des Abschieds: *Das Kommen des Geistes*. Der Sohn kommt vom Vater, der Geist vom Vater und vom Sohn. Das ist das Grundgesetz der trinitarisch-innergöttlichen „Hervorgänge“ (wie die Theologen sagen), erstritten betreffs des Hervorgangs des Geistes im dogmengeschichtlichen Streit um das Filioque des Credo. Demselben Gesetz folgen die „Sendungen“ (wie es wiederum die Theologen nennen) von Sohn und Geist in die Welt. Die Welt-Sendungen sind die – freie – Fortsetzung der überweltlichen Hervorgänge. Der Sohn, der Logos, das ewige Inbild des Vaters, wird Mensch als die Offenbarung Gottes und seines gnädigen Sich-Neigens zum Menschen, seinem zeitlichen, sich zeitigenden Bild. Der Geist, der Band, Frucht und Geschenk der Liebe von Vater und Sohn ist, will der Welt, sich schöpferisch von der Erlösungstat Christi her wandelnd, teil geben an diesem Liebesgeschehen. Diese Sendung des Geistes in die Welt nun kann, so scheint es, von Vater und Sohn her nur geschehen, insofern als Vater und Sohn durch die Vollendung ihres gemeinsamen Bezugs zur Welt das gemeinsam-eine Prinzip der Weltsendung des Geistes geworden sind. Das will sagen: Der Vater muß seinen Sohn in die Welt gesandt haben, und der Sohn muß diese Sendung ausgeführt haben, bis zum Kreuzestod und ein Stück darüber hinaus, bis nämlich zu seinem irdisch endgültigen und vollständigen Fortgehen aus der Welt: dann erst, erst durch die erfüllte Sendung des Sohnes, der menschwerdend in die Welt kam und aus der Welt wieder voll und ganz – durch Abscheiden und Abschied – geschieden ist, erst dadurch und danach werden Vater und Sohn zum zweien einen Prinzip der Sendung des Geistes in die Welt. Deshalb „ist es gut für euch, daß ich fortgehe; denn wenn ich nicht ginge, würde der Paraklet nicht zu euch kommen“.

Das Fortgehen des Sohnes zum Vater ist die Voraussetzung für die Herabkunft des Geistes. Ein heiliger Tausch vollzieht sich im Durchgang von Ostern zu Pfingsten. Getauscht wird das σῶμα, der Leib Jesu, gegen das πνεῦμα, den Geist Christi. Der Kaufpreis für das Kommen des Geistes wollte voll gezahlt sein. Deshalb ging der Tod Jesu bis durch das Herz seiner Freunde. Ihr Herz mußte zur Beruhigung des Einverständnisses damit gelangen, daß der, an den sie glaubten, den sie liebten, auf den sie hofften, vollauf und für immer fortging aus der unmittelbaren Welt ihrer Sinne, ihres nach empirischer Sicherheit sich ausstreckenden Tastens und Schmeckens, Hörens und Sehens. Erst dadurch konnte der Geist Welt-Gegenwart erlangen, ankommen und dableiben durch alle Weltzeiten. Dieser Geist in der Macht seiner Liebe greift über die Dimensionen einer irdischen Leibesgestalt unendlich hinaus: er umspannt die Zonen der Erde, er durchzieht die Epochen der Menschheitsgeschichte. Die Jünger Jesu,

damals wie heute, mußten mit Paulus (vgl. 2 Kor 5, 16) sagen lernen, es komme ihnen nicht darauf an, Jesus „dem Fleische nach“ zu kennen und ihn so festzuhalten. Die Gemeinschaft des *Geistes* – gewiß allerdings: seines Geistes – ist die wirklichere Wirklichkeit. Es ist nicht „das rechte Verhältnis, wenn wir uns Christi nur als einer gewesenen Person erinnern. Man fragt dann: Was hat es mit seiner Geburt, mit seinem Vater und seiner Mutter, mit seiner häuslichen Erziehung, mit seinen Wundern usf. für eine Bewandtnis? Das heißt: Was ist er, geistlos betrachtet? . . . Macht exegetisch, kritisch, historisch aus Christus, was ihr wollt, ebenso zeigt, wie ihr wollt, daß die Lehren der Kirche auf den Konzilien durch dieses und jenes Interesse und Leidenschaft der Bischöfe zustande gekommen oder von da- oder dorther flossen – alle solche Umstände mögen beschaffen sein, wie sie wollen . . .“ Diese Worte Hegels³ bleiben bedenkenswert, auch wenn sie nur die halbe Wahrheit enthalten, oder deren Hauptstück. (Wie ja auch das System dieser Philosophie, wenn es nur fragt, „was die Idee oder die Wahrheit an und für sich ist“⁴, gerade nicht an die ganze Wahrheit weder des Menschen noch Gottes und nicht der Freiheit und Liebe Gottes und des Menschen hinlangt.)

Für uns jedenfalls ist der partikuläre Leib Jesu Christi aus dem Winkel Palästinas nicht schlechthin verschwunden in die weltweite Universalität des Geistes. Der Geist macht, daß Jesus selbst wiedergefunden wird: In der Geistmächtigkeit seines Leibes. Im mystischen Leibe der Kirche, im sakramentalen Leibe der Eucharistie, in der großen und in kleiner Bruderschaft. Jesus, von dem Augustinus sagt: „Cucurrit clamans dictis – factis, morte – vita, descensu – ascensu“, dieser Jesus „discessit ab oculis, ut redemamus „ad cor“ et inveniamus eum“⁵ (er lief und rief mit Wort und Tat, mit Tod und Leben, durch Ab- und Aufstieg – er entschwand den Augen, daß wir ins eigene Herz einkehrten und dort *ihn* fänden). Die umgrenzte Leibesgestalt Jesu entschwand den Augen der Emmausjünger, den Station haltenden Jüngern im Unterwegs der Welt, in dem Moment, als ihnen in ihrer brüderlichen Gemeinschaft die Geist-Gegenwart des eucharistischen Leibes gegeben war. Haben nicht auch die anderen Erscheinungen Jesu während der vierzig Tage einen mehr oder minder deutlichen kirchlich-gemeinschaftlichen und sakramentalen Index? Als Anzeige des einen gegenwärtigen, weltwandelnden, zukunftsbestimmenden Gedächtnisses Jesu, das in der Gemeinschaft seines Geistes gefeiert wird an den vielen Orten und zu jeder Zeit. Die Eucharistie verkündet den Tod des Herrn, bis daß er wiederkommt (1 Kor 11, 26) – „wie ihr ihn habt zum Himmel fahren

³ Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte: Werke IX (1840) 395 f.

⁴ Ebd. 396.

⁵ Confessiones 4, 12 (zu „ad cor“: Isaías 46, 8).

sehen“ (Apg 1, 11). Die Eucharistie ist, als Inbegriff von Kirche und aller brüderlichen Gemeinschaft mit Christus unter Christen: σῶμα πνευματικόν, Leib in Geistmacht. Sie ist Fortgehen, Untergehen, Aufgehen des Leibes: damit der Geist komme – in dem auch der Leib bleibt! Pfingsten aus Ostern, durch Christi Himmelfahrt. Abschied von der irdischen Leibesgestalt Jesu, seinen Tod vollendend: damit sein Geist und seine geistmächtige Leiblichkeit in der Eucharistie, dem Brudermahle der einen Gemeinde, Weltgegenwart habe für uns. Verhüllt und verhalten – und doch in Klarheit und Kraft.

Das Opfer der Messe als Selbstthingabe Christi und der Kirche

Theologische Vorüberlegungen zu einer Neuformulierung des Meß-Kanons

Theodor Schneider, Bochum

I. Die Fragestellung

Vor gut zwei Jahren veröffentlichte die Münchener Gruppe der Una Voce-Bewegung eine Erklärung, in der große Sorge über die gegenwärtige Entwicklung in der Kirche geäußert und die eigene Meinung über eine kirchliche Erneuerung und vor allem über die Rechtgläubigkeit vorgetragen wird¹. Der Text mag die Gedanken mancher Katholiken wiedergeben, die mit der augenblicklichen Lage in der Kirche nicht zureckkommen. Die Äußerungen, die gezielt und stellenweise bewußt polemisch sind, stützen sich zum Teil auf sehr anfechtbare, ja abwegige theologische Argumente. In dieser Erklärung ist auch von der Eucharistie die Rede (Nr. 3, S. 8–10). Darüber wird u. a. gesagt: „Wir wollen eine Kirche, die das Zelt Gottes unter den Menschen zum Mittelpunkt hat und in der vor dem Allerheiligsten geopfert wird, und nicht ein bloßes Gebetshaus . . . Wir wollen zu ihm gewandt (versus Deum) opfern und beten und nicht zum Volke . . . Zu allen Zeiten und selbst in den heidnischen Religionen, erst recht aber im Alten Bund und in der vergangenen Geschichte unserer Kirche ist zu Gott hin gewandt geopfert und gebetet worden. Gott hat Moses nicht

¹ *Una Voce. Grundsatzerklärungr der Gruppe „Maria“ München-Rom.* Verantwortlich für die Erklärung zeichnet Univ.-Prof. Dr. Reinhard Lauth, München.